

Stefan Beck

Creative Class – Richard Florida lesen

Diese Lektüre hat Frankfurt bitter nötig. Denn der amerikanische Soziologe Richard Florida präsentiert eine überzeugende Theorie, was Städte attraktiv und lebenswert macht.

Aus ihr wird deutlich, warum für eine Stadt Künstler vor Ort essentiell sind, nicht nur gefälliges Beiwerk.

Grundgerüst von Floridas Ideen ist die Bestimmung der Creative Class. Das sind alle die, die selbständig, weitgehend weisungsungebunden Neues entwickeln. Neben den „eigentlich“ Kreativen, wie Künstler, Musiker, Designer, Architekten, zählt Florida auch Rechtsanwälte, Professoren, Manager, Berater, Softwareentwickler, Ingenieure und sogar Friseure dazu.¹

Ökonomisch gesehen, bilden sie die wirtschaftlich entscheidende Basis einer Gesellschaft. In Amerika gehören ca. 33% aller Berufstätigen zur Creative Class, die aber 50% des Bruttosozialproduktes erwirtschaften.

Jetzt und in der Zukunft, so prophezeit Florida, werden nur die Länder, Städte und Regionen wachsen, die eine genügend große Anzahl von Mitgliedern der Creative Class dauerhaft halten können. Da Städte wegen der demographischen Entwicklung kaum mehr aus sich selbst heraus wachsen können, müssen sie Kreative von außen importieren. Der Wettbewerb um sie ist mittlerweile global geworden.

Als die drei primären Attraktoren identifiziert Florida Technologie, Talent und Toleranz (die drei Ts). Sind die ersten beiden lange bekannt und belegt, bedeutet der dritte, – Toleranz –, Neuland.

Toleranz, Offenheit, Aufgeschlossenheit für Neues und Fremdes bilden die bestimmenden Merkmale einer anziehungskräftigen Stadt oder Region. Vor dem Hintergrund einer erhöhten Mobilität der Mitglieder der Creative Class zeigt sich die

Fähigkeit Zugezogenen schnell zu absorbieren und zu integrieren als entscheidender Faktor im Wettbewerb.

Maßstab für die Toleranz ist nach Florida der Umgang mit Randgruppen. Hierzu zieht er neben Homosexuellen vor allem Künstler heran. Zu seinen statistischen Erhebungen hat er einen „Bohemian Index“ entwickelt, der Auskunft gibt, wieviele Künstler in einer Stadt oder Region leben.²

Wo viele Künstler leben, stehen die Chancen gut, daß sich weitere Kreative ansiedeln und die Wirtschaft floriert.

Zitat Florida:

The Bohemian Index turns out to be an amazingly strong predictor of everything from a region's high-technology base to its overall population and employment growth. Five of the top ten and twelve of the top twenty Bohemian Index regions number among the nation's top twenty high-technology regions. Eleven of the top twenty Bohemian Index regions number among the top twenty most innovative regions. [Rise of the Creative Class, Page 260]

Es reicht aber nicht aus Kunst und Kultur im Allgemeinen zu fördern. Erfolg stellt sich nur dann ein, wenn sie die spezifischen Bedürfnisse der Creative Class berücksichtigen.³

Wer kreativ arbeitet, lebt häufig in einer zerstreuten Zeiteinteilung. Arbeit kann prinzipiell immer stattfinden, auch in der Nacht und am Wochenende. Kulturelle Angebote müssen sich danach richten.

Florida hat herausgefunden, daß die Mitglieder der Creative Class Zuschauerkultur vermeiden, dagegen „active Participation“ auf „street-level“ Ebene vorziehen. In der Pause, „zwischen durch“ den Arbeitsplatz verlassen, kurz entspannen, auftanken, an den Arbeitsplatz zurück, - das ist der Rhythmus kreativer Arbeit. Folglich muß Kultur lokal, in der Nachbarschaft, zeitlich aufgelockert stattfinden.⁴

Kreative haben weder Zeit den Abend in der Oper zu verbringen, noch sich die Nacht in Clubs um die Ohren zu schlagen⁵. Wer „up or out“ arbeitet, will Kultur als „hit and run“.

Genau deshalb braucht es besonders viele Künstler vor Ort. Denn diese können sich optimal an die Bedürfnisse der Creative Class anpassen. Nicht im Sinne einer Dienstleistung, sondern von gegenseitiger Symbiose.⁶

* * *

Hier wird deutlich, daß Frankfurt so ziemlich alles falsch macht.

Das kulturelle Klima für Künstler ist ausgesprochen schlecht. Weswegen in den letzten zehn Jahren eine große Zahl von ihnen die Stadt verlassen haben.⁷ Bevorzugtes Ziel ist Berlin.

Umgekehrt kommen außer Studenten der Städelschule keine Künstler der Kunst wegen nach Frankfurt.

Aber nicht nur Künstler stimmen mit den Füßen ab, auch Unternehmen zeigen sich beunruhigt. Erinnerung sei an die gelegentlichen Drohungen der Deutschen Bank ihren Firmensitz nach London zu verlegen. Während eine große Werbeagentur die Chancen der Personalgewinnung am Standort Frankfurt in einem internen Papier so beurteilt:

„Wo sind all die jungen Kreativen hin?

Frankfurt kommt in Umfragen immer wieder auf die vorderen Plätze der lebenswertesten europäischen Städte

[...]

In den Kreativschmieden in Frankfurt arbeiten und Karriere machen, können sich viele junge Talente vorstellen. In dieser Stadt zu leben, allerdings kaum.“⁸

Wie es aussieht, wird sich die Stadt an den Leitlinien des Stölz Gutachtens der Hessischen Landesregierung orientieren. Diese sehen vor allem eine Stärkung einzelner Institutionen („Leuchttürme“⁹) vor, mit dem Ziel u.a. durch „enzyklopädische Großausstellungen“ das internationale Feuilleton zu beeindrucken.

Richard Florida fordert das genaue Gegenteil. Wenngleich er Museen, Theater und Opernhäuser nicht für vollkommen überflüssig hält, so sieht er ihre Existenz mit den

Bedingungen des Industriezeitalters verknüpft. Fordistische Produktion liegt auf einer Linie mit Staatstheater. Im kreativen Zeitalter wird die Attraktivität einer Stadt unter dem Toleranzgebot vor allem durch Diversität unterstützt. Lieber vieles, kleines und verschiedenes, als wenig und großes.

An Institutionen ist ja auch in Berlin kein Mangel. Die Anziehungskraft von Mitte oder Friedrichshain hat aber wenig mit ihnen zu tun. Viele kleine Cafés, Läden, Galerien und Off-Räume, Montags-, Dienstags-, Mittwochabends, Leben auf der Straße und zwischendrin, das Gefühl, daß für jeden „etwas dabei“ ist.

Niemand zieht wegen der Nationalgalerie nach Berlin oder dem Städel nach Frankfurt. Das ist naheliegend, denn ihre Existenz sagt wenig darüber aus, wie es den Künstlern und Kreativen im Allgemeinen in der Stadt geht.

Kritiker werfen Florida gerne vor, er verdrehe die Tatsachen: erst kämen die Jobs, dann die Menschen. Auch hier lässt sich von Berlin lernen. Wenn es um die Jobs ginge, dürfte niemand nach Berlin ziehen. Obwohl es in Berlin keine Jobs gibt, und obwohl es in Frankfurt welche gibt, ziehen Künstler und andere Kreative nach Berlin.¹⁰ Ähnlich wie an der Börse zählt die Phantasie mehr als die Realität. Die Hoffnung stirbt zuerst.

Mitte der 90er Jahre entstanden in Frankfurt und Offenbach Kunstformen, die vom herkömmlichen Galerienmodell Abstand nahmen und auf eine stärkere Teilnahme des Publikums zielten. Die Projekte und Initiativen, bekannt auch als „Off-Spaces“, hießen u.a. Arosa2000, Gartners, Fruchtig, Phantombüro und multi.trudi. Die belebte oder performative Installation war ihr Markenzeichen.¹¹ Ein Western Saloon (mit Poker), ein Postamt, eine Minigolf Anlage, Rasenmäherrennen, Adornowettlesen, schließlich ein voll funktionsfähiges Schwimmbad inmitten eines Industriegebietes (Hafenbad, 1996). Diese kreative Evolution ging auch mit der Erschließung neuer Stadtgebiete einher. Vom östlichen Gallus bis ins Ostend und in den Osthafen.

Staatliche Unterstützung aus dem Bereich der Kulturförderung fanden diese Projekte nur punktuell und sporadisch. Galerien und Institutionen zeigten sich nur insofern interessiert, inwieweit sich vermarktbar Einzelkünstler herauslösen ließen.

Ein erster Dämpfer und Schock für die aufkeimende Szene war sicherlich die polizeiliche Niederschlagung der dritten unangemeldeten Frankfurter Nachttanzdemo im Juni 1997. Wenngleich die Off-Spaces nicht direkt hinter der Demo standen, so war ihre Verbindung mit der sich ebenfalls neu formierenden Party- und Club-Kultur stark genug, für empfindliche Verstörung zu sorgen. Sowohl die Off-Spaces wie auch die Clubs zogen ihr Publikum aus ein und derselben Szene.

In den Jahren 1997 – 99 erreichte die Abwanderung nach Berlin ihren ersten Höhepunkt. Darunter auffällig viele, die ihre bislang illegalen Partyaktivitäten nicht in kommerzielle Unternehmen überführen wollten.

Seit 2004 scheint der Wegzug wieder deutlicher geworden zu sein. Die spezifischen Gründe wären zu untersuchen. Symptomatisch mag allerdings der Fall Atelierfrankfurt sein. Es war private Initiative, die das lange leerstehende ehemalige Polizeipräsidium in ein Atelier- und Veranstaltungszentrum verwandelte. Vor allem exzellente Darbietungen elektronischer Musik und performativen Theaters („Performance Lectures“) machten den Ort schnell attraktiv. Im November 2005 verursachte eine anonyme Anzeige eine Untersuchung des Gebäudes durch die Brandtaufsicht. Schwerwiegende Mängel wurden festgestellt, öffentliche Veranstaltungen verboten. Zwar wurden in der Zwischenzeit Verbesserungen im Brandschutz durchgeführt, der Betrieb ist nach wie vor gelähmt. Die ehemaligen Initiatoren und Veranstaltungsmacher sind allesamt aus Frankfurt weggegangen.

Ich will hier nicht die Sinnhaftigkeit von Sicherheitsbestimmungen in Frage stellen. Aber wie so oft in Frankfurt bleibt der Eindruck mangelhafter Sensibilität gegenüber Kulturgütern. Das Problem ist, daß es keine übergeordnete Strategie in kulturellen Fragen gibt. Während jemand, der nur einen Eiskarren mit Musik am Mainufer fahren lassen will 11(!) verschiedene Instanzen befragen muß, mischen sich Behörden in die Art der Bestuhlung und Beschirmung der Gastronomie ein.

Den Behörden und Politikern ist offensichtlich kaum zu vermitteln, wie lähmend solche Unstimmigkeiten wirken. Nicht nur wird die Initiative potentieller Macher eingeschränkt, auch dem Publikum bleiben sie letztlich kaum verborgen. Seitdem dem MainCafé die Bierbänke verboten wurden, gehe ich da nicht mehr hin.

Nach einem zwischenzeitlichen Niedergang sind in Frankfurt wieder mehr Off-Spaces zu beobachten. Verglichen mit den 90ern sind partizipative Projekte dagegen nicht festzustellen. Es dominiert klassische Ausstellungskunst, wie sie auch in Galerien zu finden ist. Da die Anzahl der Galerien seit 2005 auch zugenommen hat, ist tendenziell anzunehmen, daß es sich bei den Off-Spaces um Mitnahmeeffekte handelt, - auch, wenn manche ihrer Betreiber schon lange im „Geschäft“ sind.

Richard Florida sagt an einer Stelle bei der Industrieansiedlung käme es nicht darauf an bestimmte Sparten (Software, Mobilfunk, Biotech) anzuziehen, sondern eine Ideen-Industrie. Ähnlich Andy Warhols „Factory“ war sicherlich auch das Gartners (1993 – 1995) eine Ideen-Industrie. Im wöchentlichen Wechsel folgten Events, von denen nie ganz klar war, welcher Status ihnen zuzuordnen war. Genau das war das spannende, - das Publikum war immer wieder gefragt sich einzubringen, Stellung zu beziehen. Die Betreiber und ihre Besucher, - als informelle Mitarbeiter -, waren ständig bereit den Landen komplett umzukrempeln.

Wenn die Frankfurter Kulturpolitik daraus eine Leere ziehen wollte, so hieße sie: weg von den Leuchttürmen. Kostspielige Theater und Bühnen schließen und das Geld in Off-Spaces-Projekte stecken. Allein mit dem Budget des Schauspiels könnten mehr als 1000 solcher Räume gefördert werden. Der Wettbewerb unter ihnen würde dann vielleicht auch dafür sorgen, daß es nicht nur Ausstellungen gäbe.

Das mag vielen zu radikal sein. Wenigstens aber müsste in den Institutionen der Modus der Repräsentation bekämpft werden. Nicht Hollein oder Kittelmann an sich sind das Problem, sondern ihre Stellung als implizite Staatsdiener, die vom Kulturdezernat eingesetzt werden. Das führt dazu, daß sie in ihrer eigentlichen Tätigkeit nur das machen, was ihrer Struktur entspricht, nämlich zu repräsentieren. Kunst vor-zustellen. Das kreative Zeitalter ernstzunehmen, bedeutet aber, daß die Trennung von Produzent und Konsument weitgehend aufgehoben ist. Kultur ist nicht mehr die Angelegenheit einiger weniger, sondern aller. Alle haben nicht nur Mitsprache-, sondern Mitschaffensrecht.

Wenn Offenheit und Toleranz nicht beiläufige Annehmlichkeiten bleiben wollen, sondern essentieller Treibstoff unseres Wohlstandes, so wäre das allgemeine Mitschaffensrecht der neue kulturelle Imperativ.

Links zu Richard Florida:

<http://www.creativeclass.com>

http://en.wikipedia.org/wiki/Creative_class

Zum Thema bei Thing Frankfurt Blog:

Wozu Künstler in Frankfurt?

<http://www.thing-net.de/cms/artikel247.html>

<http://www.thing-net.de/cms/artikel248.html>

<http://www.thing-net.de/cms/artikel251.html>

<http://www.thing-net.de/cms/artikel253.html>

Der Artikel online:

<http://www.thing-net.de/cms/artikel303.html>

- 1 Wenn Florida immer wieder betont, alle Menschen wären kreativ, oder, daß Kreativität die Quelle unseres Wohlstandes sei, so wirkt das wie ein spätes Echo auf Beuys. Was Beuys vorgedacht hatte, kann Florida nun empirisch belegen und in eine gegenwärtige Wirtschaftstheorie einordnen.
- 2 Das ist insofern interessant, als er nicht die Zahl kultureller Institutionen und Aktivitäten misst, Ausstellungen etc. Denn die können auch von außen importiert werden. Der Import sichert einer Stadt oder Region aber keine Einzigartigkeit. Außerhalb der documenta hat z.B. Kassel keinerlei Anziehungskraft. Es geht nicht darum, ob „viel los“ ist, sondern vor allem, wer es macht.

„The index is an improvement over previous measures of cultural and amenities in that it represents a direct measure of the *producers* of cultural and creative assets. It also avoids the pitfalls of other, more indirect measures, which tend merely to tally up cultural assets (i.e. Measures of cultural programming, art museums and galleries, or restaurants) and which draw distinctions between so-called high and low culture.“ Florida, *Cities and the Creative Class*, p. 116

- 3 „The physical attractions that most cities focus on building – sports stadiums, freeways, urban malls, and tourism-and-entertainment districts that resemble theme parks – are irrelevant, insufficient, or actually unattractive to many Creative Class people.“ Florida, *Cities and the Creative Class*, p. 36
- 4 Unsere derzeitige Zuschauerkultur ist Ergebnis einer Arbeitsteilung, die Produktion und Konsumtion zeitlich und räumlich voneinander trennt, wie sie auch Arbeit und Freizeit geschiedene Zonen zuweist.
- 5 Der Zentralclub wird ähnlich obsolet werden, wie die Zentralgalerie und die Zentralbühne. Zwei Gründe seien hier kurz skizziert:
 1. Die Stadtentwicklung mit immer grösserer Verdichtung wird zentrale Ort kaum mehr zulassen.
 2. Die Demokratisierung der Kultur wird solche „Monarchien“ nicht mehr brauchen.
- 6 Wenn Kunst nicht mehr das Bild an der Wand sein will, - überhaupt irgendein ästhetischer Gegenstand - dann braucht es auch entsprechendes Publikum, das über Aufnahmefähigkeit und intellektuelle Reserve verfügt. Toleranz eben.
- 7 Hier nur einige Namen aus meinem Bekanntenkreis:

Meike Behm, Kuratorin,	Hamburg, 2006
Peter Lütje, Künstler/Kurator,	Hamburg, 2006
Peter Weiss, Musiker/DJ,	Köln, 2006
Konstantin Adamopoulos, Kurator,	Köln, 2003
Silke Hohmann, Kunstkritikerin,	Berlin, 2006
Anke Schleper, Veranstaltungsmacherin,	Berlin, 2006
Heike Schleper, Veranstaltungsmacherin	Berlin, 2006
Jörg Siedel, Veranstaltungsmacher,	Berlin, 2006
Dirk Paschke, Künstler,	Berlin, 2005
Bernhard Schreiner, Musiker,	Berlin, 2006
Patrick Brandt, Linguist,	Köln, 2006
Götz Eichhoff, Jurist,	Berlin, 2004
Heather Allen, Künstlerin,	Berlin, 2006
Annette Sihler, Veranstaltungsmacherin/DJane,	Berlin, 2003?
Jörg Franzmann, Künstler/DJm	Berlin, 2003?
Christoph Reimann, Musiker,	Berlin, 2004?
Jonas Endres,	Paris, 2005
Christoph Korn, Musiker,	Düsseldorf, 2006
Yutta Bernhard, Künstlerin,	München, 2002
Alfred Hard, Musiker,	Seoul, 2002

8 „Wo sind all die jungen Kreativen hin?“

- Frankfurt kommt in Umfragen immer wieder auf die vorderen Plätze der lebenswertesten europäischen Städte

- Frankfurt ist eine der internationalsten deutschen Städte
- Frankfurt boomt und ist v.a. als Standort von Banken und Agenturen beliebt
- Frankfurt hat eine sehr lebendige Szene, ein ausgeprägtes Nachtleben, viel Kultur
- und ist internationaler als die meisten anderen deutschen Städte

Zusätzlich mehren sich die Stimmen, dass Frankfurt zum dt. Kreativhotspot wird!

Dennoch:

- Existiert ein Image von Frankfurt als spießiger, kühler und langweiliger Bürostadt für
- Yuppies und Banker
- Unternehmen aus den Kreativ- und Kommunikationsbranchen finden nur schwer gute
- Kreative, die stattdessen in andere Metropolen abwandern
- Kurz: In den Kreativschmieden in Frankfurt arbeiten und Karriere machen, können
- sich viele junge Talente vorstellen. In dieser Stadt zu leben, allerdings kaum.“

„Lebenswert“ ohne genauere Präzisierung reicht nach Florida kaum als Attraktor aus. Städte mit Annehmlichkeiten ohne die drei Ts nennt er „Latte Towns“.

Ebenso ist „international“ nur relativ. Frankfurt steht zwar mit 28% Anteil ausländischer Bevölkerung an der Spitze in Deutschland, - international im Vergleich zu London, Toronto, Los Angeles (ca, 40%) im unteren Mittelfeld.

- 9 Die Metapher des Leuchtturms ist eine gefährliche. Sie schmeichelt vor allem den Politikern, die das persönliche Image über den konkreten Nutzen stellen. Denn die Frage, die Florida aufwirft ist die: wer will wegen solchen „Leuchttürmen“ in einer Stadt leben?

Mein Schwager erklärte mir neulich Stuttgart besitze zwar zwei „Leuchttürme“, - die Staatsgalerie und die Staatsoper -, in Stuttgart leben wolle er dennoch nicht. Ähnliches liesse sich von München sagen. Allen Erfolgen in der Ansiedelung von High Tech Industrie zum trotz, bleibt an der Stadt ein Image des Kleingeistigen und Bornierten haften.

- 10 Vorläufig sei hier angemerkt, daß auch in Berlin nicht alles in Butter ist, bloß, weil viele Künstler dorthin ziehen. Der „arm, aber sexy“ Slogan dürfte die Probleme nur grob übertünchen. Wenn Berlin im Bereich Toleranz sicher punkten kann, dann liegen die Defizite bei Talent und Technologie. Die extreme Verschuldung lässt hier kaum Spielraum zu.

- 11 Bislang ist ungeklärt, wie es zu dieser Kunstform kam. Eine Hypothese wäre sie als ein verspätetes Echo auf den Mediendiskurs der 80er Jahre zu verstehen, als alles „interaktiv“ sein musste. Peter Weibel forderte damals das „bewegte“ durch das „belebte“ Bild zu ersetzen.